

# Wie zur Zeit der Arena Knie in Lenzburg einem Buben das Weihnachtsfest verdorben wurde

Autor(en): **Meyer-Tzaut, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **43 (1972)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918237>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# WIE ZUR ZEIT DER ARENA KNIE IN LENZBURG EINEM BUBEN DAS WEIHNACHTSFEST VERDORBEN WURDE

VON ALBERT MEYER-TZAUT, VÉSENAZ-GENÈVE

---

## *Vorwort des Redaktors:*

Angeregt durch die «Schiffsabenteuer auf dem Aabach und andere Lenzburger Geschichten» von Kurt Hünérwadel im «Lenzburger Druck 1970», gibt nachfolgend ein anderer Heimweh-Lenzburger, der im vergangenen September das 80. Lebensjahr überschritten hat, einige Jugenderinnerungen zum besten.

Der Rhythmus der Jahreszeiten beeinflusst ohne Zweifel jedes Kind und ist für es und den späteren erwachsenen Menschen ein immer sich wiederholendes Erlebnis, das ihn tief in der Heimat verwurzelt. So bedeuteten für mich die ersten Bienen auf den Arabis-Blüten in meinem kleinen Garten den Frühling, das Jugendfest den Sommer, Eugen Knie in unserer Schulklasse den Herbst, und der gefrorene Bölliweiher oder gar der Fünfweiher, den Winter. –

Es war im Herbst 1899. Ich weiß das Jahr ganz bestimmt, weil am Silvesterabend beim Ausläuten des Jahres unser Nachbar Adolf Salm mit lauter Stimme ausrief «Guet Nacht, nünenünzgi!» Die damals kleine, heimelige, ja persönliche Arena Knie, deren hohes Seil zwischen «Löwen» und dem heute verschwundenen Giebelfenster der «Krone» gespannt, und dessen kleine Bühne auf leeren Bierfäßchen mitten auf dem Kronenplatz aufgebaut wurde (siehe Bilder in den Neujahrsblättern 1968), war wieder für den Winteraufenthalt in Lenzburg eingezogen. Wenn ich durch die Niederlenzerstraße zur Schule ging, lag oft um diese Jahreszeit Holzrauch in den Gassen, und ich bildete mir ein, er müsse vom Kronenplatz herkommen, und zwar aus der Küche des Knie-Wohnwagens. Dieser stand, solange noch Schaustellungen gegeben wurden, ganz nahe beim großen Brunnen vor dem Försterhaus. Noch heute, als altem Mann, steigt in mir das Bild der Arena Knie mit dem Wohnwagen auf, wenn der Rauch durch Föhndruck in den Gassen liegt.

Zum zweiten Male schon kam Eugen Knie mit uns in die Primarschulklasse der strengen Jungfer Buben-Hächler. Für mich war er mit einem besonderen Nimbus umgeben, weil ich nämlich oft am Morgen bei meinem Pultnachbarn gelbe Flecken in den Mundwinkeln sah, die nur von Eiern stammen konnten, die er offenbar zum «z'Morge» bekam. Wir hatten zu Hause Dutzende von Hühnern, die meine Mutter mit der treuen Löllö (Elise Müller aus dem Höfli) besorgte und die Eier meinem

Vater für die Herstellung von Eierteigwaren abgab. So viel ich auch «äkte», es gab nie ein Ei zum «z Morge», sondern meistens nur «geprägelter Hörnli», die ich übrigens heute noch sehr gerne esse. So stieg Eugen in meinen Augen als Bevorzugter, dessen, wie meine Mutter mir erklärte, schwere Arbeit, eine solche Vorzugsnahrung rechtfertigte!

Von all den bewunderten Knie-Buben war Eugen der zurückhaltendste, ja der «vornehmste». Wir wurden im Laufe der Jahre recht eigentlich befreundet, aber nie hätte ich es übers Herz gebracht, eine Anspielung zu machen oder gar eine Frage zu stellen, wie sehr auch diese Eier Spuren mein kindliches Gemüt beschäftigten! Sobald die Familie Knie bei kälter werdendem Winter auf der Schützenmatte wohnte, kamen Friedrich, Karl und Eugen, nie aber der stolze, unnahbare Rudolf, oft nach der Schule zu uns. Gleich unmittelbar nach dem «z Obe», das meistens aus einem riesigen Griespudding bestand, schlittelte man auf dem kleinen Rainli, längs des Nachbargutes (Malaga-Gut), oder wir gingen in den Lagerraum der Fabrik, wo vier Reihen volle oder auch leere Kisten schön ausgerichtet standen. Mit leeren oder sonst leichten Kisten bauten wir Labyrinth, durch die man in allen Richtungen schlüpfen konnte. Und da war wiederum mein Idol Eugen, unser «Meisterkriecher». (Schlangenmensch nennt ihn unsere frühere Nachbarin Miranda in den Neujahrsblättern 1968.) Der Lagerraum der Fabrik hatte einen Ausschluß in den halboffenen Holzschopf, in dem man von der Schützenmatte her den Trompeten-Ruf des Vaters Knie hören konnte. Kam die Zeit dazu heran, so spitzte einer von uns im zügigen Holzschopf die Ohren; denn auf das energische Trompetensignal des Vaters Knie (es ist mir als tüü-tü-tüt-tü-tüüüh noch in lebendiger Erinnerung) stoben unsere Freunde davon, quer über die Salm-Matte, Richtung Bahnübergang, zu ihren abendlichen Übungen mit dem strengen Vater. –

Nun also, bevor die «Knies» das Winterlager 1899/1900 auf der Schützenmatte bezogen hatten, «roch» es wieder einmal an einem trüben Herbsttag nach Knie, als ich aus der Schule kam. Und, obschon meine Eltern mir nie erlaubten, nach der Schule noch zu «schwanzeln», strich ich auf dem Kronenplatz in der Nähe des Brunnens um den Wohnwagen herum. Ich hatte auf den Winter eine schöne, warme Tellermütze mit seidenem Pompon erhalten. Da, plötzlich riß mir einer der auch herumlungernenden Stockschüler meine Tellermütze vom Kopf und warf sie gerade unter den Wasserstrahl in den großen Brunnentrog. Voll Wasser sank sie rasch, und gerade dort, wo ich sie von Hand nicht hätte herausziehen können. Ich rannte nach Hause, suchte im Holzschopf einen Bohnenstecken, spannte ihn in der Heizerei in den Schraubstock und schlug einen Nagel in die Spitze. Zum Glück war gerade unser guter, alter Heizer Wohlleb da. Ihm habe ich die Freude an der Handarbeit zu

verdanken. Er riet mir, den Nagel zu einem Haken umzubiegen. Ich, «was gisch, was hesch» wieder zurück auf den Kronenplatz! Vor dem Brunnen standen noch die drei «höheren» Schüler des Herrn Furter, denen ich mit dem Stecken drohte. Da riß mir einer von ihnen, es war Kari S., den Stecken aus der Hand und besichtigte, etwas schielend, den Haken. Ich wollte ihm den Stock entwenden. Es gab ein Hin und Her. Der Bub war aber viel stärker als ich, und als er nochmals stark riß, taten mir die vom Gertel scharfen Aststumpfen des Bohnensteckens weh, und ich ließ ihn los. Da fuhr dem unglücklichen Kari, durch mein unabsichtliches Loslassen, die Stockspitze ins Auge! Inzwischen waren noch andere große Buben erschienen. Einer rief «Uuh... de Bärty Meyer het im Kari S. es Aug' uusgschlage!» Der Verletzte bedeckte sich das Auge mit einem Taschentuch, besprach, während ich meine Mütze aus dem Brunnen fischte, im kleinen Gäßli neben der Buchdruckerei Kromer mit seinen Freunden den Vorfall, so daß daraufhin alle «Zeugen» anlässlich der Untersuchung durch Herrn Lehrer Furter und dann auch der Schulpflege gegenüber einhellig beteuerten, ich hätte Kari mit dem Stecken gedroht und ihn dann in sein Auge gestoßen! Bevor ich mich nur getraute, den Eltern zu beichten, brachte schon meine Schwester Hanny die Neuigkeit aus der Schule heim. Die Gute ängstigte sich sehr um mich, und meine beiden Schwestern suchten mich zu trösten. Mein Vater nahm mich scharf ins Verhör und ging dann zu Herrn Furter. Ich hatte eine «Mords-Angst», allenfalls vor der Schulpflege antreten zu müssen; jedoch kam es glücklicherweise zu keiner Vorladung. – An das, was dann folgte, erinnere ich mich nicht mehr genau.

Karis Vater arbeitete im Baugeschäft Theodor Bertschinger. Mein Vater hat sich dann offenbar mit ihm auseinandergesetzt. Es ging meinem Vater schon zu dieser Zeit nicht sehr gut im Geschäft. Der Arme hatte ohnehin große Sorgen, die noch drückender wurden durch Auslagen für ärztliche Behandlung des verletzten Auges. Eine gedrückte Stimmung herrschte in unserem Hause. Denn zu dieser Zeit war man noch nicht gegen alles versichert, und ganz offenbar mußte mein Vater für Arzt- und Spitalkosten aufkommen und wohl auch eine Entschädigung wegen Seh-Behinderung entrichten. Das Auge war glücklicherweise nicht schwer verletzt; aber ich erinnere mich noch sehr deutlich an den hellen Flecken in Karis Auge. Er arbeitete später im gleichen Baugeschäft wie sein Vater, und es war eine große Erleichterung für mich zu hören, daß die Hornhautverletzung, die er sich bei der unglücklichen Balgerei zugezogen hatte, ihn bei der Arbeit nicht hinderte. Aber der Winter 1899/1900 war die traurigste Zeit meines Lebens. «Tuuch» schlich ich herum. Offenbar verhielt ich mich in der Schule brav und sittsam, so daß ich im Zeugnis von Frl. Hächler nicht die übliche Betragensnote: «2, wenn ruhiger» erhielt, sondern eine schlanke, bedin-

gungslose «eins». Andererseits betete ich insbrünstig, das verletzte Auge möge doch ganz heilen, ja ich versuchte sogar den lieben Gott zu «bestechen», indem ich in der Sonntags-Schule in der Kapelle an der Ammerswilerstraße dem danknickenden Negerli nicht nur das übliche Fünferli, sondern einmal sogar 20 Rappen einwarf! Aber alles half nichts. Schulfreunde rückten von mir ab. Ja, einer, auch wie ich kein besonders «heiliger», durfte nicht mehr zu mir kommen, und ich mußte mich ganz allein mit meinen Spielsachen unterhalten. Kaum wagte ich es, mit den Knie-Buben und unserer Nachbarin Miranda Zweifel zu schlitteln. Das Schlimmste aber war ein aufkeimendes Schuldgefühl, weil ich mir einbildete, viele Erwachsene würden glauben, ich hätte Kari den Stecken wirklich absichtlich ins Auge gestoßen!

Und da kam zu allem Elend noch die traurige Weihnacht! Wir Kinder waren zwar im Verhältnis zu heute nicht verwöhnt. Aber auf meinem «Platz», nichts zu finden, als das kleine silberne Löffeli der Gotte, war eine harte Strafe, auch wenn mir meine guten Schwestern heimlich Gutzli und Schokolade zusteckten. So wird man begreifen, daß ich beim Ausläuten des Jahres 1899 gerne in den Ruf Adolf Salms einstimmte:

«Guete Nacht, nüenenünzgi».

## ÜBER DIE MEHRZWECKHALLE LENZBURG

VON H. BURGHERR

---

Lenzburg hat eine Mehrzweckanlage auf der Schützenmatte – dies tönt heute selbstverständlich, war es jedoch vor vier Jahren keinesfalls. Wie kam es dazu?

Die Ausgangslage präsentierte sich wie folgt:

Der ehemalige Gemeindesaal war als Truppenunterkunft abgeschätzt, als Schlafgelegenheit dienten die Turnhallen Mühlematt, zum Kochen war behelfsmäßig eine Baracke am Aabach unmittelbar neben dem Altersheim aufgestellt worden, Kompagniebüros befanden sich im «Hausserhaus», Ortskommandobüros im Försterhaus. Die Truppe fand nur mit Mühe Eßräume in den örtlichen Restaurants. Materialmagazine mußten an verschiedensten Orten ausfindig gemacht werden.